

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 198.

Montag, 26. August.

1929.

(11. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Margarete v. Derken-Hünigsd.

Und so zog der Tag herauf.
Die Hofgesellschaft raste ihm entgegen, aller Bande frei.

Sonne! Die Holmentollsonne, ein ungeheures Rad von Licht, dessen Kreise man zu sehen glaubt, schwingende Urkraft über der kristallinen Erde.

„Nein, die Erde ist nicht mehr vorhanden. Lüdenloses Weiß, Billionen Staubatome zertrümmerter Diamanten.“

„Hinweggeschmolzen alle Schladen des irdischen Daseins.“

Sogar der Kammerherr, weder Poet noch Stimmungsmensch überhaupt, fühlt ein neues, noch nie Erkanntes sein inneres Wesen durchdringen.

Und noch nie hat er die Nähe einer Frau empfunden wie heute.

Das Sonnenrad entsendet Strahlen in allen Farben des Spektrums. Züngelnde Linien vom jauchzenden Orange bis zum sammetnen Violett verwandeln die unendlichen Schneeflächen in einen Teppich von Silber und Brokat.

Nase stand der Atem still.

„Der Teppich!“, zuckte es ihr durchs Gehirn. Lag er nicht da vor ihr ausgebreitet in seiner ganzen geheimnisvollen Pracht? Und konnte sie ihn nicht wieder an sich reißern und sich mit ihm bedecken, bis der — Dieb kam?

Auf der ganzen Fahrt hatte der Kammerherr, der genugsam mit seinem wilden Gespann beschäftigt war, kein Wort mehr mit Nase gesprochen.

Nun tauchten die Türmchen, Erker, Galerien und Drachentöpfe des Holmentollhauses aus dem Flimmer der Höhenwelt.

In biden Schneehäufen unter den vereisten Fenstern staken Duzende von Skipaaren.

Und die Schlitten fuhren alle durcheinander auf dem Hofe und entließen ihre Insassen, und mit einem Male überwucherte das Menschliche die Nähe Gottes und seiner Schöpfung.

Ein kleines Fräulein, wie ein bunter Papagei anzusehen in ihrem leuchtenden Stifostüm, tat zuerst den Mund auf.

„Es ist zum Verrücktwerden schön hier“. — Die Herren hingegen verspürten Hunger.

In der „Peisestube“ saß Frithjof Nansen am offenen Feuer und rieb Wachs auf seine schmalen, vielgebrauchten Hölzer. Er war so hellblond und rosa, wie nur ein junger Held aus norwegischem Geschlecht sein kann. Und seine Augen so hellblau, so hellbewimpert — die ganze Stube wurde hell durch ihn.

Mit großem Spektakel legten die Damen ihre Mäntel ab und begannen nun zu schmelen und sich in Wasser aufzulösen.

Als der Kammerherr Frau Solaker behilflich sein wollte, ihre eigentümliche Hülle von lichtgrau schimmerndem Pelzwerk abzuschneiden, stellte es sich heraus, daß dies Gefieder ein Kleid war, das sie stets ohne Mantel trug.

„Es ist unmöglich, darin zu frieren, selbst bei zwanzig Grad Kälte. Und ebensowenig empfindet man es als zu heiß bei fünfzehn Grad Wärme. Ich bin ein völliger Vogel darin, und dabei ist es federleicht — ich glaube Eidervogel, aber gewiß weiß ich es nicht.“

„Es gibt eine Sage von Königstöchtern, die den Männern das Herz aus der Brust haben, um dann als Wildschwäne verwandelt davonzufliegen und nie wiederzukehren“, sagte der Kammerherr bitter. „Auch Sie werden es einst so machen: Sie werden mir das Herz aus der Brust haben und davonfliegen.“

„Wenn ich fliegen könnte“, antwortete Nase ernsthaft, „würde ich mich um Ihr Herz nicht kümmern, sondern ich würde es lassen, wo es ist, und die Flügel ausspannen und fliegen in mein graues Nest auf meiner Vogelfinsel im Meere.“

Nase!“, rief Roustad, von Leidenschaft überwältigt. Da legte sich ein eleganter Damenhandschuh auf seinen Arm — Roustad kannte die unwahrscheinlich kleine Nummer —

„Verzeihen Sie, mein lieber Kammerherr, wenn ich höre: Aber man wünscht zu speisen. Sie müssen die Tafel arrangieren, die Jugend ist wie toll.“

Betäubt und willenlos folgte er der kleinen flinken Gestalt, die ihn eben jetzt an eine weiße Maus erinnerte. Aber weiße Mäuse haben spitze Zähne —

Sobald Frau Solaker außer Hörweite war, hing Thyra Brahe sich an seinen Arm.

„Begehen Sie nicht die Torheit, sich in diese Abenteuerin zu verlieben. Was wissen wir? Ist sie nicht hier aufgetaucht wie eine russische Nihilistin, oder eine Spionin? Vielleicht eine zweite Pompadour? Und waren Sie der einzige, der nicht die plötzliche Veränderung in ihrem gottlob schönen Fräulein bemerkte, als der große Fremde die Treppe hinaufsprang?“

Roustad hob gequält die Schultern.

„Ich gebe mich hier keinen Skrupeln hin.“

„Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich in dem großen Herrn bestimmt den Grafen Lyffe erkannte?“

Roustad fuhr auf. „Nein!“

„Sie haben ein Talent, blind und taub zu sein, wenn es Ihnen paßt, lieber Freund. Ich aber habe Augen im Kopfe. Wer hat mir überhaupt das ganze Interesse an dieser Dame souffliert?“

„Einzig und allein Ihre Sucht, spannende Bekanntschaften zu machen“, sagte der Kammerherr böse. „Und allerdings paßt die Frau nicht in Ihren Kreis — und wird nie hineinpasse!“

„Mein Kreis? Ich war bis heute der Meinung, daß dies auch der Ihre sei. Wenn Sie aber Wert darauf legen, Unterschiede zu machen — ich will Sie nicht daran hindern. Der Hof wird dann um ein hübsches Ständälchen reicher sein.“

„Ich verbitte mir das!“

„Doo...?“

„Thyra?“

Das bunte kleine Fräulein kam gelaufen und schrie ganz laut: „Es wird so schrecklich viel Punsch getrunken — wo bleiben Sie, gnädige Frau? Und wir sind dreizehn bei Tisch, und nun wollen sie darum würfeln, wer hinausgeschmissen wird!“

„Wieso dreizehn bei sieben Schlitten?“

„Die schöne Frau, die im Nähzirkel Kinderhemden nähen und ihre Robinsonade nicht erzählen wollte, die Dame, die Sie mitbrachten, glaube ich, fehlt — und nun sind wir mit Frau Brahe und Ihnen dreizehn.“

Der Kammerherr befreite sich von Frau Thyra

Brahes Arm, der ihn wie eine eiserne Kneifzange festhielt.

„Das ist ganz ausgeschlossen! Ich habe doch eben noch mit ihr gesprochen.“

„Ihr Schlingel genießt vielleicht die frische Luft“, sagte die Hofdame malitios, „es wäre nicht sehr taktvoll, sich ihr aufzudrängen. Doch, wie Sie wollen. In Ihrem Studium gelten die Regeln weiser Vernunft nicht mehr.“

Da gewann er es über sich, der Frau den Arm zu bieten, die ihn mit Bosheiten gespielt hatte wie mit Pfeilen. Er hatte sich schon zu viel verraten — blanke Augen starrten ihn neugierig an — offenkundige Schadenfreude feierte Feste. —

Die warme Luft, der Dunst des offenen Herdfeuers in der großen Peise, das schwere Aroma des Groggs versetzten die Gäste in eine ihnen fremde, doch desto mehr sich entwickelnde Betrunktheit. Das gehörte zum Schlittenfest; dieser Grad der Seligkeit mußte erreicht werden; die Hofdame war noch nie so prickelnd gewesen, so ganz Ninon, so verräterisch pikant.

Der Kammerherr, der in seinem Zorn seine wahnsinnige Enttäuschung hineintrauf, machte ihr die Kur, als ob er zum Sterben in sie verliebt sei, und allmählich schwamm die ganze Stube um ihn wie ein rötlich durchsonntes Nebelmeer, und Ninon flötete zart: „Die schöne Nase scheint sich auf eigene Faust zu amüsieren; wir sind immer noch dreizehn.“

Nun wollte die Jugend tanzen, und den hierdurch entstehenden Wirrwarr benutzte Roustad, seiner Peinigerin zu entrinnen.

Zu seinem Entsetzen bemerkte er beim Verlassen des Hauses, daß der kurze Wintertag samt seiner Sonnen- glorie längst eine Erinnerung war.

Wie viele Stunden hatten sie so gekneipt wie die Schiffer und Hafenarbeiter? Es mußte drei vorbei sein, und Schatten stürzten über ihm zusammen — von drinnen schallte Tanzmusik, ein Walzer auf verstimmtem Klavier — so hielten sie sich schadlos für den Zwang eines ganzen Jahres.

Der Kammerherr nahm mit Mühe Haltung an. Die Kälte biß die Ohren, Nase, Wangen.

Nase war nirgends zu finden. Sie mußte zu Fuß und allein den Rückweg angetreten haben. Man hatte sie auf das Schmächtigste vernachlässigt und er, der Kammerherr Roustad, war so feige gewesen, die Ohrenbläserien einer eifersüchtigen Hofdame zu beachten.

Unbemerkt verschaffte er sich einen Pelz, wechselte ein paar Worte mit der Wirtin, einer älteren Matrone von gutem altem Schlag, und begab sich nach den Stall- und Wirtschaftsgebäuden.

Die Box, wo seine Kappen gestanden, war leer. Der Muschelschlitten der Königin Nase fehlte. Ein träumerischer Kocknecht, wie sie vielfach auf den Saeterhütten des hohen Nordens vorkommen, gab lächelnden Bescheid. Er sei beauftragt, dem älteren, großen Herrn zu melden, daß der Schlitten samt den Pferden und der jungen Dame fort sei. In der Stadt werde er alles ordnungsgemäß wieder vorfinden.

Da fluchte der Kammerherr wie ein Schiffsmaat und mußte an sich halten, um den ungeduldigen Pferde- jungen nicht um seines Lächelns willen zu ohrfeigen.

Das Gefühl seiner Machtlosigkeit trieb ihn fast zu Narrheiten.

Die Frau war ja ein waghalliges Ungeheuer, ein Gefäß voll Süße und Hinterlist — sie kannte die Kappen nicht. Und die Kurven — die Kurven!

Die Dunkelheit brach immer schneller herein, jeder Moment des Zögerns brachte eine Gefahr für die Un- sinnige.

Der Kammerherr kannte nur noch ein Ziel. Kurz entschlossen verfügte er über den Schlitten der Hofdame.

„Sie hat mir das alles eingebracht; sie soll mit ihrem Staatsrat sehen, wo sie unterkommt. Ach, diese alle werden ja nicht mehr wissen, wie sie überhaupt nach Hause gelangen.“

Der Pferdeknecht war für jeden Streich zu haben und fand eine Konfusion überhaupt sehr lustig; beson- ders als er statt der Ohrfeige eine silberne Krone be- sah.

Der Kammerherr kaufte im Luxuschlitten von Frau Tyra Brahe aus dem Hoftor, die flachsblonde.

Wallachs machten Kapriolen, als hätten sie Cham- pagner im Leibe. Es bedurfte keines Ansporns; sie hatten Flügel.

In rasendem Galopp ging's herab, der Schlitten sprang wie ein beseeltes Wesen.

Und nirgends war Nase Solaker mit den Kappen, an jeder Kurve schauderte dem Kammerherrn die Haut —

Viele Stunden später beim allgemeinen Aufbruch erfolgte erst die Entdeckung von Kammerherrn Rou- stads eigenmächtiger und geradezu empörender Tat. Im Schein von Fackeln und Laternen schrie alles durc- einander, wer in seinem Schlitten wohl versorgt sah, hatte die Kapsel, zu lachen. Frau Tyra Brahe und der Staatsrat, die allein übrig geblieben waren und bis über die Knöchel im Schnee standen, schimpften und überschütteten den Pferdejungen mit Vorwürfen. End- lich fand sich ein Ausweg, die empörte Hofdame wurde als Dritte in einen Schlitten zwischen zwei Frisch- verlobte eingezwängt, und der Staatsrat bekam die Kjaelle des Helmentol-Hotels und den Pferde- jungen dazu.

Noch nie hatte Holmentollen ein solches Geschrei ge- hört, als die Hofgesellschaft da ihre Schlittenpartie hatte.

Bei Fackelschein setzten sie sich in Bewegung, aber es gab viele Umwürfe und Gelächter, und Frau Brahe mußte es dulden, daß hinter ihrem Rücken die Frisch- verlobten sich die Hände drückten und wohl gar küßten.

Roustad fuhr lang vor ihnen am Grand Hotel vor, wo Oberkellner Krull schon stand, als ob er ihn er- wartet hätte.

Noch bevor der Kammerherr den Mund aufstun konnte, nahm Krull seine bekannte tröstende Miene an, mit der er stets eine fatale Mitteilung zu begleiten pflegte.

„Die schöne Frau Solaker läßt sich empfehlen und sich entschuldigen, aber sie habe in dringender Ange- legenheit Holmentollen sofort verlassen müssen. Die Kappen stehen in unserem Gaststall, Herr Kammer- herr. Oh, sie haben es gut, und es ist ihnen nichts passiert.“

„Das ist ja die Hauptsache“, sprach der Kammerherr grimmig und wischte sich mit zitternden Händen den Schnee aus den Augen. „Dann stellen Sie die Falsen der Frau Brahe nur dazu und bestellen Sie ihr genau das gleiche, was Sie mir von Frau Solaker ausgerichtet haben. Im übrigen schied es sich nicht, daß Sie immer sagen: Die schöne Frau Solaker.“

Krull quittierte mit einer überflüssig tiefen Ver- beugung.

„Die gnädige Frau ist sofort zu Bett gegangen.“

„Danach habe ich Sie nicht gefragt.“

Kammerherr Roustad, der jetzt im Schlosse wohnte, hatte bereits knapp grüend mit zwei Fingern seine Pelzmütze berührt, als er noch einmal umkehrte:

„Wer war doch der Herr, der heute früh hier mit dem ausländischen Schlitten und dem roten Pferde an- kam? Eine sehr auffallende Erscheinung, die man nicht vergißt — ich muß ihm schon zu irgend einer Zeit be- gegnet sein.“

Der Oberkellner hob die Schultern bis zu den Ohr- läppchen.

„Es ist wirklich sehr merkwürdig, daß die gnädige Frau Solaker genau dasselbe wissen wollte, wie der Herr Kammerherr. Und sie brauchte fast dieselben Worte. Aber leider konnte ich ihr so wenig Auskunft geben, wie dem Herrn Kammerherrn. Man wünscht Inognito zu bleiben.“

Roustad fühlte, wie er sich verärbte.

„Ich verspüre keine Lust, das Inognito dieser Größe zu lüften“, sagte er geringschäßig.

Und er ging. Zu Fuß, weil er genug für heute hatte von allen Schlitten der Welt und im besonderen von dem der Königin Nase. Er schickte seinen Groom, Schlitten und Pferde zu holen.

„Sie hatte dasselbe wissen wollen. Also muß ein Interesse bestehen. Und er ist im Hotel abgestiegen. Und ich werde ihr morgen Rosen bringen — und es muß Klarheit werden zwischen uns.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandfrau.

Eine Thüringer Skizze von Frida Schanz.

Das Dorf ist vielleicht eines der ärmsten im Thüringer Lande, aber in mancher Hinsicht für sehende Augen eines der schönsten. Es liegt am Rande der Berge und aus dem Schatten der Täler gerade so weit in die Ebene hinausgerückt, daß man aus den rückwärtigen Fenstern der letzten und kleinsten Häuser das waldblaue Wellengefüge des Gebirges in herrlichster Abstufung der Farben über das kleingemusterte Fildenswerk der Säuslerfelder hinweg vor sich sieht. Der lebhafteste Farbeninn der Bewohner hat die grünen Blumenbreiten vor den Fensterchen noch extra rot, weiß und blau betupft; reizend gruppieren sich in den engen Höfen, in denen gern alte, hohe Birnbäume regieren, die Geräte der bescheidenen Besitzer, Bohnenstangen, Holz- und Reissägen, zu einem gemüthlichen Ganzen. Holzstapel; Reissägen; die kleinen Vogelbauer an der Außenwand der Häuschen, die blendend-weißen Herbstgänse mit ihrem schwerfälligen Gewatschel; die rehschlanken, braunen Ziegen — das ist das Glück und der Reichtum des Ortes. Dazu der nahe Wald mit seinen Beeren und Pilzen! Und natürlich kommt jetzt sie an die Reihe, die für die Kinder, für ein Altweiblein im Ort und jetzt für mich die Hauptsache ist: die Sandgrube.

Eine Viertelstunde liegt sie vom Dorf entfernt, die große, tiefe, alte Kuhle. In ihrem wilden Gestrüpp von Himbeer- und Brummelbeerranken bauen Fuchs und Dachs; ja, die Kinder wissen ein noch größeres Geheimnis: der Osterhase hat nämlich dort unten sein Nest! Gelaßt hat's ihnen neben viel anderem Wunderbaren, was man sonst nirgends erfährt, die Sandfrau. Dieser uralten, runzligen, freundlichen Frau gehört, wie es den Kindern scheinen muß, die Sandgrube, denn sie ist immer dort, und als die Mütter und Väter klein waren und wie jetzt die Kinder Städte und Wälder darin bauten, war sie auch schon immer da. Mit ihrem hölzernen „Blaul“ zerklöpft und zerkleinert sie die Sandbroden; unermüdlich, tagein, tagaus, denn um den feinen, goldhellen Sand, der sich daraus ergibt, hat sie aus den Porzellanfabriken und aus den großen herrschaftlichen Gärten im nahen Tannengrund stets guten Zugang. Aus Sand gebaut, aber aus Sand, den Gott zu festem Stein gemacht, hat sie ihr winziges Haus, ihr Leben, einer alten, gelähmten Base Leben, die vor einem halb Duzend Jahren freundlich lächelnd von ihr ging und danach, so recht im frischen, unversagten Unternehmungssinn fleißigen, rüstigen Alters, gleich wieder ein anderes Leben.

In der Zeit, da wir Frieden bekommen hatten nach hartem Krieg, aber da wir in Deutschland doch mehr oder weniger scharf hungerten, — damals war's.

Die Frau Landrat hielt durch den Herrn Dorfschulzen Amfrage, wer von den besseren Leuten in den Ortschaften reichum wohl ein Kriegskindchen zu sich nehmen wolle, ein Fürsorgeamt aus der Stadt hatte bei ihr angefragt. Zehn Kinder waren zu vergeben. Ein bißchen schwerfällig und ägernd meldete sich hier und da und dort jemand. Unter den ersten, die ihre Bereitwilligkeit bekundeten, war die alte Lindnerin, die Kordine, die Sandfrau.

„Ich möcht's versuchen, ich hoff's recht zu machen. Und wenn ich einmal alt werde“ — sie zählte damals 72 Jahre —, „dann hab' ich doch wenigstens jemand.“

Da gab es eine erregte Sitzung am runden, eichenen Gasthaustisch, der den Rathausaal ersetzte. Die Sandfrau? Die Kordine? Der auch schon stark betagte Dorfschulze war beinahe zornschneubend dagegen, daß man dieser „alten Rachel“, die doch bekannterweise niemals in ihren vier Wänden weilte, ein Kind anvertraue. Daß Verwahrloserei und Nichtsnutzerei auferzogen werde im Dorf, das sei nicht nach seinem Gusto. — Arm zu arm, das habe „keinen Guck“. Nun gerade redeten die anderen der Sandfrau zu Recht. Daß der Dorfschulze die Alte nicht ausstehen konnte, ihr am Zeuge lichte, was er konnte, war ein auswendig bekanntes Kapitel im Dorf. Das sollte nicht hindern, daß das alte, brave Weib, die ihnen als Bubin in der Sandgrube die durch bunte Eier beglaubigte Geschichte vom Osterhasen erzählte, ihren Willen bekäme. — Da die jüngere, bejahende Männergeneration gegen die verneinende alte in der Mehrzahl war, bekam die Sandfrau das Kind. Ein miserableres Geschöpfchen, ein elenderes Hieserchen ließ sich nicht denken! „Wel warme Sonne wird da nottun, Sonne über sonnenwarmem Sand in der Kuhle, Sonne aus recht geduldigem altem Frauenherzen“, sagte sich das verständige Altweiblein beim ersten Blick. Es hat an beidem nicht gefehlt. Das Kind kam aus unfehllicher Umgebung. Das wenige, was die Sandfrau sich erzählen ließ, ließ es ihr rasch erscheinen, nichts mehr davon zu hören, nicht mehr in dem verwilderten Kinderherzen aufzuwachen. Gute Pflege, gute Behandlung, liebe, lustige Bedienung in der gemüthlichen, sauberen Armutei sollten die stillen Erinnerungen eingraben und zuschütten. Und es wurde nun alles schön. Der Junge kam in die Schule, führte sich nicht schlecht.

Da beging die gescheite Alte jene große Dummheit. Ein paar Geldscheine hatten ihre Sandkäufer gebracht; die waren aus ihrer Kommode verschwunden, und weil sie auch mit keinem Atem an den schon lieblich unter ihrer Liebe aufblühenden Jungen dachte, hatte sie ein wenig Lärm darüber im Dorfe geschlagen. Zu gleicher Zeit waren ein paar seltsam adressierte Briefe nach Berlin auf der Post aufgefallen. Der Postmeister hatte mit dem Dorfgendarmen darüber geraunt. Die Briefe, schlecht zugestellt, öffneten sich wie von selbst. Das Geld, das der Sandfrau entwendete, hart verdiente Geld war darin, und die Adresse, an die die Sendung gerichtet war, war die der früheren Pflegeeltern des vom Schulzen so widerstrebend im altehrsamem Dorf eingelassenen Jungen. Das gab kein kleines Aufsehen. Das ganze Dorf gab jetzt dem Schulzen recht. Der siebenundhalbjährige Dieb sollte schleunigst in seine Heimat abgeführt und den Leuten, für die er mausle, wieder zugeführt werden. Der Dorfschulze in Person hatte es der Sandfrau nun schon verkündet.

Aber da legte sich doch etwas dazwischen. Der Besuch einer kleinen, alten Frau bei einem kleinen, alten Mann. Ein Besuch, nicht in Sad und Asche, nicht in Bitt- und Bettelhabitus.

Nein! Vor fünfzig Jahren oder so herum war einmal ein schönes, stolzes, bildsauberes Mädel in bescheidenster Kleidung, aber in so netter, bewußter Haltung durchs Dorf geschritten, daß ihr jeder junge Bursch nachsah; wie's immer ist — einer noch um etliches mehr als alle anderen.

Irgend etwas, ein gewisser Hauch, eine Spur, eine leise Erinnerung an jene feine Schönheit und Würde war jetzt über der alten Frau. Sie ging an den Haustüren vorbei, als wüßte sie und als wär's ihr doch ganz gleichgültig, daß alle ihr nachblickten, als wüßte sie auch, daß kein Mensch jetzt wagen würde, sie auf ihr Pflegeflämchen anzusprechen.

Ihr schwarzes, sauberes Sonntagszeug hatte sie an, jetzt mitten am Werkeltag, die Frau Kordine Lindner.

Zum Schulzen ging sie, und der Schulze erschrak so sehr, als sie nach kurzem, festem Klopfen bei ihm eintrat, als läge dieser Augenblick fünfzig Jahre zurück, oder als hätte er fünfzig Jahre vor ihm Angst gehabt. Recht mit Zittern hatte er damals wochen- und monatelang auf so ein plötzliches Ankommen und Eintreten der schönen, sauberen Kordine gewartet. Er konnte sich heute beruhigen. Von dem, was er damals, nachdem er sich mit der reichen Müllerstochter verlobt, von der Verlassenen zu hören gefürchtet, verlautete nichts. Es ging nur um den Jungen. Ganz ruhig, ganz fein. — Das einzige, womit die uralte Frau unbewußt auf eine uralte Zeit anspielte, in der ihr das Herz fast gebrochen war: „Ich hab' mein Lebtag keinem Menschen etwas Unrechtes angetan. Was in mir böse war, weil man mir Böses getan, hab' ich mit Gottes Hilfe bezwungen. — Ich hab' mich in Ehren durchs Leben geschlagen“, sprach sie. „In Ehren steh' ich im Dorfe da. Wenn's so um einen bestellt ist, da hat man wohl das Recht, daß man einem Menschen, zumal einem Kind, etwas vergeben darf. Da möcht' ich bitten, daß Ihr im Dorfe das mit dem Kind mir überlast. Was müssen das für Menschen gewesen sein, bei denen der Junge gewesen ist: da kann man ihn doch nicht mehr hinfassen! Ich will ihn behalten. Und ich meine, wenn ihn jemand zurecht bringen kann, so bin ich es.“

Nicht viel Gescheites hat der Schulze auf diese Worte zu erwidern gewußt. Die stolze Frau, die sich solche Worte herausgenommen, war am nächsten Tage wieder die ganz bescheidene, kleine, gebückte Sandfrau, die Tag für Tag an ihr hartes, müßames Tagewerk ging, Säcke larrte, Sandbroden zerkleinerte mit dem Blaul. Noch stark und rüstig in Kraft! Troh im Herzen! — Denn den Jungen hat sie behalten.

Wenn sie „einmal alt“ sein wird, hat sie doch jemanden. Ganz gewiß. Denn mit ganzem Herzen hängt das Kind an ihr.

Vom Wacholder.

Von Wilhelm Hohgreve.

Der Wacholder, der Juniperus der Wissenschaft, ist ein Kind der Heide, der Lüneburger Heide und ihrer Randgebiete. Treffen wir ihn auch noch darüber hinaus, gibt er auch manchen anderen Landstrichen Nord- und Mitteldeutschlands noch hier und da den Hauptton in ihrem Landschaftscharakter oder fällt er als Sonderling, als seltsame und seltene Einzelercheinung dort noch auf, in der Heide ist er noch zahlreich zu Hause, obwohl er auch hier schon vielerorts dem Pfluge, dem Feuer, der Torfmachine und anderen Feinden hat weichen müssen. Wie das Heidekraut unter den Pflanzen der Heide ihren Charakter verleiht, so ist es der Wacholder unter den Gehölzen, welcher der Heidelandschaft vornehmlich den Zauber ihrer Stimmungen gibt. Möchten wir auch nicht die wehrindige Birke mit den langen, feinen Strahlen ihrer Zweige missen, wo immer wir die Heide durchwandern, mag auch unserem Auge etwas fehlen, wenn

die alte, düstere Schirmkiefer am grauen Schnudenstalle auf brauner oder rote Heidehöhe verschwunden ist oder der Fingling am grauen Bienenzaun, — gehört auch ebenso zur echten Heide der köstlich-herbe Duft und das Gold der Gabelblüten, immer zuerst suchen unsere Augen, wenn sie die Heide wiedersehen, jenen eigenartig schönen Buschbaum, den Wacholder.

Und dieses vielleicht reizvollste aller Nadelhölzer nannte ein Linné in seinem Artnamen communis, „gemein“. Wir ehreten diesen Baum bereits und wollen nicht nach einem besseren lateinischen Beiwort für ihn suchen. Daß der alte Rohmüller in seiner „Naturgeschichte vom Walde“ den Wacholder einen „forstlichen Proletarier“ nennt, um den sich niemand kümmert, trifft in unserm Urteil über solche Behauptung mehr den Geist seiner Zeit, als den alten Gelehrten selbst. Hat man doch in früheren Zeiten, ja noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, ähnlich abfällig über die Lüneburger Heide überhaupt gesprochen, über dieselbe Heide, deren Erschauen heute das Herz eines jeden wirklichen Naturfreundes höher schlagen läßt. Wer sich hiervon noch überzeugen lassen muß, der braucht ja nur einmal nach dem Wieher Berge bei Müden an der Verbe zu pilgern, wo aus hochgetürmten Finglingsblöden das Anflitz des Sängers der Heide, des Dichters Löns, herniedererschaut. Dort sieht er ein entzündendes Landschaftsbild, weite dunkle Wälder und Waldhöhen, dazwischen braune Heide, blinkende Wasserflächen und den Wanderer freundlich einladende Birkenwege. Wendet er sich, so erblickt er unzählige Wacholder, die hier eine weite Landschaft, unberührte Urheide, beherrschen, aber nicht herrlich, sondern still und bescheiden, verträumt, manchmal wohl auch schwermütig. Aber auch mitten im Föhrenwalde findet man Wacholder noch in Mengen, strüffig und mager, wo die Föhren ihn zu stark beschatten, voll und satt — und dicht wie Schafwolle oder Moos an den Rändern und mitten auf den Wegen, die nur die weißen Wagenpuren bezeichnen. An lichten Stellen schießen auch wohl bis acht Meter hohe schlankte Wacholderstämme auf, mächtigen Flammen in der Art ihres Hochstrebens vergleichbar, andere wieder bilden in Gemeinschaft Schluchten oder, ihre Wipfel von beiden Seiten des Weges über diesen neigend, Gewölbe, durch die man schreitet wie durch Klostergänge, und den Weihrauchduft fächelt dazu der laue Heidewind, köstlichen Wirschauch, wie ihn nur der sonnenwarme Kiefernwald spendet.

Auf freier Heide, wo sich der Sturm ungehemmt ausstoben kann, wo vor Jahren erst die Dürre hauste, und dann das rote Feuer in wilden Flammen daherkam und alles, alles fraß, steht aus der jung schiebenden Heide starrend ein Wacholdergerippe, dem das Wetter der Jahre die Kohlen-schwärze nahm, knochenbleich, tot und noch im Tode schön in dieser Landschaft. An einer anderen ähnlichen Stelle, wo aber die Dürre nicht so zugreifen konnte, wo kein Heidebrand wütete, stehen im Halbschatten einer Riesenschirmföhre ein halbes Duzend Wacholder von stattlicher Höhe und weiter Auslage. Ratt, grau, entrindet ragen ihre armbiden Stämme zwei Meter hoch über das Heidekraut empor. Sind sie doch noch weit älter als die alte Föhre, deren Samenlern eine Laune des Windes einst in die Wacholdergruppe trug. Hier konnte sie geschützt vor dem Schnudenstall aufwachsen, und zum Danke spendet sie ihnen jetzt, sie hoch überragend, Schatten, ohne ihnen Licht und Sonne ganz zu nehmen. Aber der Wind und der Schnee, die Last der Jahre und der Sturm drückten und zerrten sie auseinander, so daß sie uns an Baumwunder des Südens gemahnt. Auch Wacholderhaine sehen wir, die plötzlich an einer Wegebiegung unser Auge überraschen und wie verwilderte Friedhöfe dastehen.

Es wundert uns nicht, daß das Gemüt des Heidejüngers in den Zeiten des Aberglaubens, der aber auch heute noch nicht ganz tot ist, um diesen wundervollen Baum einen bunten Sagenkranz flocht. Schon sein Name verrät, daß er den Urvätern der Heidier heilig war. „Wacholder“ nannten sie ihn, weil er Frau Solbes „wacher“, immergrüner und darum lebendiger Baum (althochdeutsch *ter* oder *tar* = Baum) war. Räucherungen mit Wacholderzweigen vertrieben die Hexen.

Da die Heide früher holzarm war, wie sie heute eins der walddreichsten Gebiete Deutschlands ist, mußte der Wacholder oder Wachandel, wie er in niederdeutschen Vanden östlich der Weser auch genannt wird, spärliches Brennholz und auch Rohholz für allerlei Geräte liefern. Seine dunkelblauen Beeren, die der Wacholderdrossel den Namen gaben und auch dem edlen Birnwilde zur Nahrung dienen, wurden schon in Urzeiten als Speisewürze verwandt. Besonders geschätzt sind heute noch mit Wacholderbeeren gewürzte Wildbraten. Auch im Drogenhandel spielen die Beeren eine nicht unbedeutende Rolle. Daß ihr Extrakt dem Steinhäger und Genever ihren eigenkümlichen Geschmack verleiht, bleibe nicht unerwähnt. So ist also der früher von manchen außerhalb der Heide Lebenden geschmähte, heute noch bei vielen unbekannte oder verkannte Baum auch wirtschaftlich bedeutend gewesen und heute noch nützlich.

Aber wäre auch dieses anspruchslose, bescheidene Kind der nördlichen Heiden nur der wundervolle, vielgestaltige, einzigartige und darum einzig schöne Landschaftsschmuck, als den wir ihn schauen, es diene damit allein schon seiner Heimat in reichstem Maße, als Freudenspende dem schönheitsfrohen Auge, dem Gemüte, das noch schöne Träume spinnt, und als Magnet für Tausende, die feinetwegen wie der rotenoten Heideblüte wegen kommen, und die dem Wirtschaftsleben der Heide wertvolle Hilfe bringen.

Welt u. Wissen

* Ein Apparat, der durch den Nebel sieht. Ein Apparat, der Schiffe in den Stand setzen soll, die Lichter von anderen Schiffen durch Nebel und Dunkelheit auf größere Entfernung zu entdecken, wurde, wie aus London berichtet wird, von J. L. Baird, der sich in den letzten Jahren viel mit dem Fernsehen beschäftigt hat, konstruiert und in seiner Brauchbarkeit durch Versuche in der Nähe von Dorking erwiesen. Der „Noctovisor“, wie die Erfindung genannt wird, ist ein etwa drei Fuß hoher Kasten, der auf der Vorderseite mit Linsen ausgerüstet ist und auf der Rückseite eine Scheibe hat, auf der die Bilder erscheinen. Unsichtbare ultraviolette Strahlen, die durch Nebel und andere Substanzen hindurchdringen können, die das gewöhnliche Licht aufhalten, gehen von den zu erkennenden Gegenständen im Gesichtsfeld durch die Linsen und werfen ein unsichtbares Bild auf eine empfindliche Scheibe hinter der Linse, das dann in ein sichtbares Bild auf der Scheibe in der Rückwand des Kastens verwandelt wird. Bei dem Versuch wurde der Apparat auf einem Dreifuß aufgestellt und gegen einen Pfahl gerichtet, wo die Stirnlichter eines Autos in einer Entfernung von etwa 4 Kilometern gut zu erkennen waren. Auf ein Signal wurden die Lichter für die gewöhnliche Sicht durch eine Ebonyplatte vollkommen abgedeckt, die den Nebel erkennen sollte. Der rote Fleck auf der Scheibe verschwand einen Augenblick, erschien dann aber wieder und wurde genau so klar wie vorher. Der Erfinder meint, daß nach diesem Ergebnis angenommen werden kann, daß gewöhnliche Schiffslichter in dichtem Nebel jetzt schon auf 800 Meter entdeckt werden könnten, und er hofft, die Entfernung in kurzem auf wenigstens drei Kilometer steigern zu können. Der Apparat kann nur die Richtung anzeigen, aber noch nicht die Entfernung eines Lichtes; aber wenn zwei auf einem Schiff aufgestellt werden, könnte die Entfernung leicht trigonometrisch berechnet werden.

Kannibalen, die von Frauen beherrscht werden. Ein mexikanischer Gelehrter, der Professor Hernandez, der soeben von einer langen Reise durch die Inselwelt des mexikanischen Archipels zurückgekehrt ist, erzählte in einem Vortrag, den er in Mexiko hielt, von den Bewohnern der Insel Tiburon und ihren merkwürdigen Sitten. Diese Insel, die von dem Indianerstamm der Seris bewohnt wird, steht unter der Herrschaft von Frauen. Die Männer haben nicht das Geringste zu sagen und werden ausschließlich zur Hausarbeit verwandt. Tiburon ist eine völlig abgelegene Insel, die nur von wenigen Fremden betreten wird. Vor nicht sehr viel Jahren zählte sie noch 5000 Einwohner, von denen heute nur noch 400 übrig geblieben sind. Die Seris haben aus alter Zeit den Geist der Unabhängigkeit bewahrt, der ehemals die Indianerstämme der Neuen Welt befeelte. Allerdings waren sie in der glücklichen Lage, niemals gegen die weißen Eroberer, die spanischen Konquistadoren oder die Mexikaner, kämpfen zu müssen. Die Seris sehen lieber ihr Volk aussterben, als daß sie mit den Indianern Verbindungen eingehen, die sich der Herrschaft der Weibchen unterwerfen haben. Noch heute pflegen sie ihre heidnischen Bräute, indem sie ihren Göttern Menschenopfer darbringen; wie Hernandez festgestellt hat, endigen diese Gottesdienste häufig genug mit kannibalistischen Schmäusen. Der mexikanische Gelehrte war erstaunt, auf der ganzen Insel nicht einen einzigen Menschen zu treffen, dem irgendein förderliches Gebrechen anhaftete. Ob Mann oder Frau, die Seris sind alle kräftige, wohlgebaute und schöne Menschen. Kranke und schwächliche Kinder werden nämlich von ihren Eltern mitleidslos ausgepflegt. Freilich nimmt die Zahl der auf diese Weise zum Tode verurteilten Kinder von Jahr zu Jahr zu, da die ehelichen Verbindungen zwischen Blutsverwandten eine rapid fortschreitende Entartung zur Folge haben. Wie bereits erwähnt, werden die Seris von Frauen regiert. Eine Frau steht an der Spitze des ganzen Stammes; sie ist von einem Rat der Mütter umgeben. Sie besitzt die unumschränkte Macht über Leben und Tod eines jeden Untertanen. Die Männer haben nicht das geringste Recht; nicht einmal an der Erziehung der Kinder können sie teilnehmen.